Michael Höhle

Von „unten", von „oben" her – wie sind unsere Gemeinden entstanden?

In unserem Land, in unserem Erzbistum findet ein Umbruch statt, für den historische Parallelen fehlen. Kirchengemeinden, in West- und Süddeutschland mitunter über 1000 Jahre alt, werden aufgelöst und mit anderen zunächst zu „pastoralen Räumen", dann zu wenigen Pfarreien mit großem Territorium und z. T. erheblicher Katholiken-Zahl vereinigt. Im Erzbistum Berlin soll die Zahl der Pfarreien unter dem vollmundigen Leitwort „Wo Glauben Raum gewinnt" bis 2020 von 105 auf über 30 verringert werden. Als Ursache werden Veränderungen in Gesellschaft und Kirche, vor allem der „demographische Wandel" genannt,[1] weniger der gravierende Priestermangel, vermutlich um die Frage nach den Zulassungsbedingungen zum geistlichen Amt nicht stellen zu müssen. Wie die Pastoral dann von einem Team unter Leitung des Pfarrers in einem kaum überschaubaren Raum bewältigt werden kann, wie effektiv die neuen, aus einzelnen Gemeinden zusammengesetzten Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte arbeiten können, lässt sich noch nicht absehen. Dass sich der Priestermangel eher verschärfen und damit schon bald die Frage neuer Fusionen anstehen wird, ist wohl unvermeidlich. Fraglich bleibt auch – und dies ist wohl das schwerste Problem –, wie denn die örtlichen Gemeinden ihre Kraft behalten oder vermehren sollen, wenn ihnen die herkömmlichen Selbstverwaltungsorgane und das Personal vor Ort genommen werden. Die von Kardinal Rainer Maria Woelki am 16. Oktober 2013 erlassenen „Pastoralen Leitlinien" zeigen deutlich die Tendenz zur Zentralisierung. Welche Kompetenz den „Ortsausschüssen"[2] bzw. „Gemeinderäten"[3] bleibt, wie denn die Ortsgemeinden in ihrem alltäglichen Kirche- Sein gestärkt werden können, bleibt bisher vage. Erzbischof Albert Rouet von Poitiers, der dazu ein eigenes Modell praktizierte, warnte vor Zentralisierungen: „Darf sich die Kirche einer Logik der Rentabilität in der Verwaltung unterwerfen? Geht man zur Messe wie in einen Supermarkt, um sich zu besorgen, was man braucht, weitgehend anonym?... Sollte man das christliche Leben entsprechend der für die kommenden fünf Jahre zu erwartenden Priesterzahl auf die Städte konzentrieren und die Randgebiete vernachlässigen?...

---

[1] Vgl. Rainer Maria Kardinal Woelki, Wo Gauben Raum gewinnt – Hirtenwort zur pastoralen Neugestaltung, Adventshirtenbrief 2012.

[2] So werden sie in den Pastoralen Leitlinien vom 16. Oktober 2013 bezeichnet.

[3] So heißen sie in der am 1. Januar 2017 errichteten neuen Pfarrei St. Franziskus im Berliner Norden.

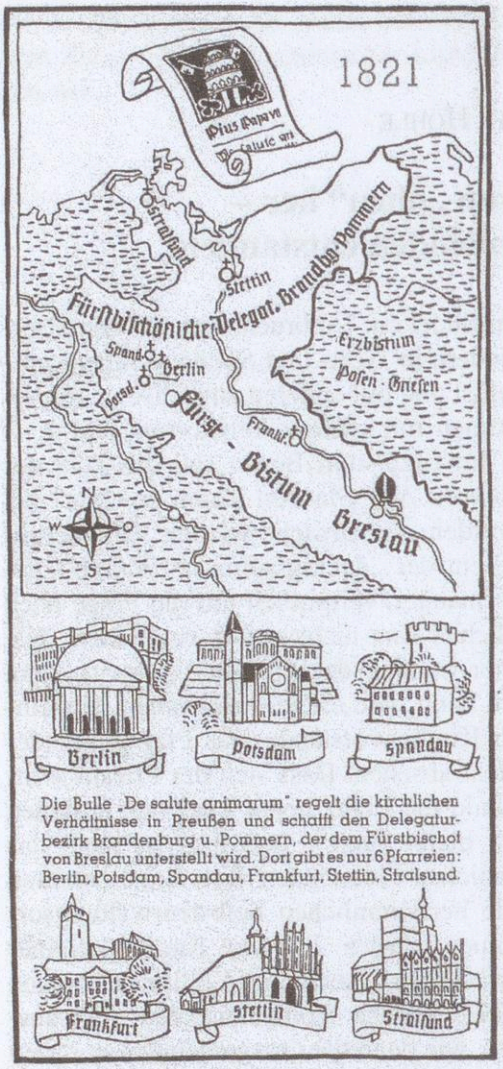


Abb. 1:
Der Delegaturbezirk und seine Muttergemeinden (aus: Petruskalender für das Bistum Berlin 1956, Berlin: Morus Verlag 1955, S. 15)

Räumt man damit nicht implizit ein, dass ganze Gruppen von Menschen, die imstande sind, einen zivilen Gemeinderat oder einen Verein zu leiten, unfähig wären, eine christliche Gemeinde am Leben zu erhalten?"[4]

Gerade das Diasporabistum Berlin verfügt über einen Schatz geschichtlicher Erfahrungen, wie sich Gemeinden „von unten" gebildet haben, sich Strukturen gaben, Verantwortliche für die einzelnen Aufgaben fanden und über weite Zeiträume im Glauben miteinander lebten – auch ohne eigenen Pfarrer, und dies weit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil und den vielen Verlautbarungen, die in unserer Zeit die Verantwortung der Laien betonen. Einige Beispiele sollen im Folgenden dargestellt werden. Wir beginnen bei den Muttergemeinden unseres Erzbistums, die sich im 18. Jahrhundert – lange nach dem Bruch der Reformation – bildeten.

1. Die Muttergemeinden aus dem 18. Jahrhundert

Unser Erzbistum geht auf sechs „Muttergemeinden" zurück: Berlin, Potsdam, Spandau, Frankfurt (Oder), Stettin und Stralsund, alle sind sie namentlich genannt in der Bulle „De salute animarum" Papst Pius' VII. von 1821. Aus ihnen wurde damals der „Delegaturbezirk

[4] Albert Rouet, Auf dem Weg zu einer erneuerten Kirche, in: Reinhard Feiter/ Hadwig Müller (Hrsg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, Ostfildern 2009, S. 17-42, hier S. 21f. 24. Warnende Stimmen aus unserem Land z. B.: Gerhard Henkel/Johannes Meier, Lasst den Dörfern ihre Kirche, in: Christ in der Gegenwart, 66. Jg. 2014, Nr. 46, S. 521f.; Herbert Haslinger, Gemeinde – Kirche am Ort. Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils, Paderborn 2015.

für Brandenburg und Pommern" gebildet, der 1930 aufgrund des Preußenkonkordats das Bistum Berlin wurde.[5] Zunächst muss man historische Unterschiede beachten. Die ersten fünf Gemeinden sind unter preußischer Regierung entstanden. Stralsund wurde erst nach dem Wiener Kongress 1815 von Schweden an Preußen abgetreten, die Gemeinde entstand unter schwedischer Herrschaft.

Als nach der Reformation wieder Katholiken nach Brandenburg zuwanderten, besaßen sie nicht das Recht auf freie Religionsausübung. Aber in *Berlin* musste es der seit 1613 reformierte Kurfürst dulden, dass in der kaiserlichen und in der französischen Gesandtschaft katholischer Gottesdienst stattfand. Verbote, um zu verhindern, dass über das Gesandtschaftspersonal hinaus Einwohner Berlins an der Messe teilnahmen, erwiesen sich auf die Dauer als wirkungslos. So führt eine direkte Linie vom kaiserlichen Gesandtschaftsgottesdienst, den seit Ende des 17. Jahrhunderts Halberstädter Dominikaner versahen,[6] über die vom Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. 1719 eingerichtete Kapelle in der Krausenstraße hin zur St. Hedwigskirche am „Forum Fridericianum". Der Soldatenkönig schrieb 1722 in der eigenhändigen Instruktion für den Thronfolger Friedrich: „Wahs Berlin anlanget, halte ich ein Kattolisch pfaffen, der in mein dazu gekauftes haus den Kattolischen Gottesdinst hellet, weill viell Kattolische Burger und leutte viell da sein. Bey die Regimenter sein auch viell Kattolische. Die müßet Ihr die liebertet Ihren Kattolisen Gottesdinst Permittieren zu halten und den pfaffen alle Monat bey die Regimenter hinreißen laßen."[7] Den „Pfaffen" holte Friedrich Wilhelm I. aus dem Halberstädter Dominikanerkloster. Friedrich der Große ließ dann 1747 den Grundstein für die St. Hedwigskirche legen. Erst 1773 konnte sie der Fürstbischof von Ermland Ignacy Krasicki weihen.[8]

In der Instruktion Friedrich Wilhelms I. klang es schon an: Das andere und – da es über die Hauptstadt Berlin hinausging – noch wichtigere Einfallstor für die katholische Kirche bildete die Militärseelsorge. König Friedrich Wilhelm I. ließ weit über Brandenburg-Preußen hinaus ein riesiges Heer mit einer Truppen-

---

[5] Vgl. Leo Jablonski, Geschichte des fürstbischöflichen Delegaturbezirkes Brandenburg und Pommern, Bd. 1–2, Breslau 1929; Michael Höhle, Die Gründung des Bistums Berlin 1930 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd. 73, Paderborn- München- Wien- Zürich 1996; Harald Schwillus/ Matthias Brühe, Erzbistum Berlin. Eine junge Diözese in langer Tradition, Kehl am Rhein 2009.

[6] Vgl. Franz Schrader, Die Halberstädter Klöster der Dominikaner und Franziskaner und ihre Bemühungen um die Seelsorge, in: ders., Stadt, Kloster und Seelsorge. Beiträge zur Stadt-, Kloster- und Seelsorgegeschichte im Raum der mittelalterlichen Bistümer Magdeburg und Halberstadt, Leipzig 1988, S. 269-292.

[7] Zitiert nach Wolfgang Gericke, Glaubenszeugnisse und Konfessionspolitik der Brandenburgischen Herrscher bis zur Preußischen Union 1540 bis 1815 (Unio und Confessio, Bd. 6), Bielefeld 1977, S. 197 (Zeichensetzung hier modernisiert).

[8] Vgl. Ton Meijknecht/ Marianne Schneemann, Der Bau der St. Hedwigskathedrale in Berlin 1746-1773, in: Mededelingen van het Nederlands Historisch Instituut te Rome 35 (1971), S. 113-193.

stärke von 80.000 Mann anwerben, ein Viertel der Soldaten war katholischen Bekenntnisses. Der Berliner Gesandtschaftskaplan wurde am 17. Januar 1722 auch für die Soldaten angestellt. Erst 1849 wurden Zivil- und Militärseelsorge getrennt.

Eng mit dem Militär waren Gewerbezweige verbunden, die der Soldatenkönig ins Land holte: unter ihnen katholische Gewehrfabrikarbeiter aus Lüttich, der „Waffenschmiede Europas". Sie erhielten 1723/24 auf dem jeweiligen Fabrikgelände in *Potsdam* und *Spandau* eine aus Fachwerk erbaute Kapelle mit eigenem Seelsorger, der dann auch für die Soldaten zuständig war. Die Berliner Unternehmer Splittgerber und Daum, die für den König in Lüttich Arbeiter anwarben, hatten den katholischen Wallonen nicht nur freie Religionsausübung, sondern auch das Recht auf einen eigenen Priester versprechen müssen.[9] Als die ersten Lütticher Gewehrarbeiter im Herbst 1722 in Potsdam ankamen, brachten sie P. Ludwig Belo aus dem Dominikanerkloster Wesel mit, der ihre Muttersprache beherrschte. Der Soldatenkönig soll ihn bei der Begrüßung erstaunt gefragt haben: „Was will er denn hier?" Hingewiesen auf das vereinbarte freie Religionsexerzitium, erklärte der König schließlich: „Gut, dann kann Er auch meine katholischen Soldaten pastorieren."[10] Der Dominikanerpater Raymundus Bruns, der in Potsdam über zehn Jahre die „Langen Kerls" der königlichen Leibgarde betreute, hat uns die bedrückenden Verhältnisse unter den aus aller Herren Ländern und den verschiedensten Berufen (sogar aus geistlichen) in des Königs Rock gepressten Menschen geschildert. Viele kannten nur einen Wunsch: die Stadt in Brand zu stecken, den König zu ermorden und zu fliehen.[11] Eine erste Kapelle wurde 1722 auf dem Gewehrplan (der heutigen Hoffbauerstraße) gesegnet, 1732 vergrößert und durch den Abt von Neuzelle benediziert.[12] Der König stattete sie mit Paramenten und Gemälden des Malers Antoine Pesne aus. 1738 wurde ein noch größerer Neubau ausgeführt, der bis 1870 diente, als unter Pfarrer Franz Xaver Beyer die heutige Peter- und Paul- Kirche am Bassinplatz fertiggestellt war.

Auch die Büchsenmacher, die nach Spandau gingen, brachten einen Priester mit, den Dominikaner P. Cottar aus Lüttich, allerdings ging er bald wieder in die Heimat zurück und erhielt einen Nachfolger aus dem Halberstädter Konvent. Auch hier lehrt die Erfahrung, dass eine katholische Siedlung nicht einfach bleibt. Mögen um 1722 etwa 200 Katholiken auf den sumpfigen Gewehrplan

---

[9] Raymundus Bruns, Erinnerungen an katholisches Ordensleben und Militärseelsorge in Preußen im 18. Jahrhundert. Übersetzung aus dem Commentarium, hrsg. von Matthias Rogg/ Martin Winter, Freiburg i. Br. 2012, S. 33f.

[10] Vgl. Leonhard Krix, Friedrich Wilhelm I. und die katholische Gemeinde Potsdam, Phil. Diss. Berlin 1915, S. 16.

[11] Vgl. R. Bruns, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 108-110.

[12] Vgl. Winfried Töpler, Abt Martinus von Neuzelle und die Weihe der katholischen Kirche in Potsdam 1732, in: WJ 52/53 (2012/2013), S. 38-45.



Abb. 2: Fachwerkkirche auf dem Gewehrplan in Spandau
(aus: Kohstall, Geschichte [wie Anm. 13], S. 39)

bei der Zitadelle gezogen sein, 1840 lebten nur noch 30 Katholiken dort. Aber viel mehr Katholiken waren inzwischen hinzugezogen und lebten in der Stadt Spandau: 1848 erhielten sie die Marienkirche auf dem Behnitz, die nach dem Neubau der Kirche Maria Hilfe der Christen 1910 an den Militärfiskus ging.[13]

Für das Militär in *Stettin*, wo seit 1722 sporadisch Gottesdienst in einer „verdeckten Kammer" im Schloss gehalten wurde, konnte 1737 ein eigener Priester bestellt werden. Einen zweiten Priester bezahlte hier eine Zeit lang (1742) die Propaganda- fide- Kongregation in Rom.[14] Darüber hinaus waren punktuelle Seelsorger tätig: Von den Schweriner Jesuiten hören wir seit 1718 immer wie-

[13] Vgl. Franz Kohstall, Geschichte der katholischen Pfarrgemeinde Spandau, Spandau 1924, S. 27-47.

[14] Vgl. L. Jablonski, Geschichte (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 383-386; M. Höhle, Gründung (wie Anm. 5), S. 24.

der, dass sie den Soldaten des preußischen Heeres auf Mecklenburger Gebiet, aber auch in Brandenburg und Pommern die Sakramente spendeten.[15] Auch die Mönche des Zisterzienserklosters Neuzelle in der Niederlausitz begegnen uns als Seelsorger, anfangs (1717) noch behindert, später offen zugelassen.[16] Auf diese Weise wurden Gemeindegründungen vorbereitet.

Unter der Regierung Friedrichs II. entstand eine weitere Pfarrei: in der Universitäts- und Handelsstadt *Frankfurt (Oder)*, als Militär- und Zivilgemeinde.[17] Fast 40 Jahre kämpfte die Gemeinde um die Errichtung einer Kapelle. Das erste Gesuch an den König, auf eigene Kosten eine Kapelle bauen zu dürfen, stellte der seit über 25 Jahren in Frankfurt lebende Kaufmann Jakob Ballabene 1747. Er war aus Mailand zugewandert und unterhielt in der Mitte der Stadt ein bedeutendes Handelshaus, das vor allem Wein und Tabak vertrieb. Ballabene stellte seinen Antrag an den König – sicher nicht zufällig – im selben Jahr, als in Berlin der Grundstein für St. Hedwig gelegt wurde. Allerdings gab es einen entscheidenden Unterschied: Letzteres geschah in der Hauptstadt mit einem großen Prestige nach außen. Der König ließ sein Projekt in der ganzen katholischen Welt bekannt machen. Papst Benedikt XIV. sollte eine Ansprache an die Kardinäle halten und für den Bau werben, die anschließend durch eine Enzyklika an alle Bischöfe verbreitet wurde.[18] Im Fall der Frankfurter Gemeinde standen die Dinge anders. Das Auswärtige Departement trug Bedenken, „allzu grosse Facilität zu zeigen, ... wann man denen Römisch- Katholischen das freie und öffentliche Religions-Exercitium überall indistincte zustehen wollte".[19] Auch der Einwand des Universitätsdirektors, es würden weit mehr katholische Studenten nach Frankfurt kommen, wenn sie dort Gelegenheit hätten, ihren Gottesdienst zu besuchen, überzeugte den König nicht. Er schrieb an den Rand des Gesuchs: „nichts. F[riedri]ch."[20] Erst 1776, als die Gemeinde einschließlich des Militärs immerhin 800 Seelen zählte, erhielt sie endlich die Genehmigung zum Umbau eines Ballhauses, der sich bis in Friedrichs Todesjahr 1786 hinzog.[21] 1789 wurde

---

[15] Vgl. Helmut Holzapfel, Schweriner Jesuiten in der Mark Brandenburg von 1718 bis 1772, in: WJ 13/14 (1559/60), S. 78-85.

[16] Vgl. Winfried Töpler, Ein Überblick über die Neuzeller Seelsorge, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte 57 (1999), S. 145-160, hier S. 146f. 154f.

[17] Zum Folgenden vgl. Ramona Simone Dornbusch, Die Anfänge der katholischen Gemeinde in Frankfurt (Oder), in: WJ 50/51 (2010/2011), S. 11-35.

[18] Vgl. T. Mejknecht/ M. Schneemann, Bau (wie Anm. 8), S. 132-137; Michael Höhle, Der tolerante König? Friedrich der Große und die Katholiken, in: WJ 52/53 (2012/2013), S. 46-61.

[19] Max Lehmann/ (ab T. 8) Hermann Granier, Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Acten des Geheimen Staatsarchivs (Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven), 1.-9. T., Leipzig 1878-1902, hier 7. T., S. 683.

[20] Ebd., S. 685.

[21] Ebd., 5. T., S. 147. 153. 621. 681f. 693.

der Gemeinde ein auf eigene Kosten angestellter Seelsorger bewilligt,[22] den die schlesischen Kapuziner stellten: Renatus Tietz.

Stralsund und Schwedisch-Pommern findet sich in den Jahresberichten der Hamburger (1677 und 1678), Lübecker (1714-1716) und schließlich der Schweriner Jesuiten (seit 1716), die die Soldaten, vor allem die zum Tod verurteilten, besuchten, aber auch von einzelnen Konversionen aus der Bevölkerung sprechen konnten.[23] Bald wurden die Besuche durch Strafen erschwert.[24] Seit 1761 kamen Schweriner Jesuiten – wenn möglich – jährlich nach Stralsund.[25] Nach anfänglichen Schwierigkeiten gestaltete sich das Verhältnis zu den Offizieren und den schwedischen Behörden, die von aufklärerisch- irenischem Gedankengut und Nützlichkeitserwägungen bewegt waren, gut. Seit 1775 war der zweite Missionar von Schwerin, der Exjesuit Ägidius Dechêne[26], regelmäßig dort und verhandelte geschickt um Konzessionen für die sich bildende Gemeinde. Die Propaganda fide stellte ihn 1780 für Stralsund an, ersetzte ihn dann aber, weil die Schweriner ihn nicht entbehren mochten, durch zwei Karmeliten.[27] Einer von ihnen, Martin Effertz, gilt als Gründer der Stralsunder Gemeinde. 1784 legte der entgegenkommende schwedische Gouverneur von Vorpommern, Friedrich Wilhelm von Hessenstein, persönlich in Anwesenheit der Zivil- und Militärbehörden den Grundstein zu einer katholischen Kirche, die bereits im folgenden Jahr benediziert werden konnte.[28]

Der aus dem aufgelösten Karmelitenkloster Straubing kommende Wendelin Zink versah von 1803 bis 1840 den Dienst als Missionspfarrer in Stralsund. Sein Tagebuch gibt Auskunft über die alltäglichen Verpflichtungen, die finanziellen Schwierigkeiten, die Reisen, die Besucher, die Beziehungen zur bürgerlichen Gemeinde und das ambivalente, durchaus auch respektvolle Verhältnis zu den

---

[22] Ebd., 6. T., S. 402.

[23] Vgl. HELMUT HOLZAPFEL, Unter nordischen Fahnen. Die Militärseelsorge der Jesuiten in den nordischen Ländern im XVII. und XVIII. Jahrhundert, Paderborn [1954], S. 129-137; Kapelle, Schule, Missionspfarrei. Katholischer Neubeginn in Mecklenburg nach der Reformation. Jahresberichte der Schweriner Jesuiten von 1712-1770, hrsg. vom HEINRICH-THEISSING-INSTITUT SCHWERIN, Schwerin 2009, S. 19 (1716). 24 (1719).

[24] Ebd., S. 28 (1724).

[25] Ebd., S. 115 (1761). 120 (1763). 123. 125 (1764 geplanter Besuch). 131f. (1767). 133 (1768). 136 (1769); H. HOLZAPFEL, Fahnen (wie Anm. 23), S. 131-136.

[26] Über ihn GEORG M. DIEDERICH, Chronik der katholischen Gemeinden in Mecklenburg 1709 bis 1961, Schwerin 2006, S. 55. 59 (Grabstein in St. Anna, Schwerin). 837.

[27] Vgl. ARNE PALMQUIST, Die römisch-katholische Kirche in Schweden nach 1781, Bd. 1: Das Apostolische Vikariat 1783-1820, Uppsala 1954, S. 38-53; DERS., Über die katholische Gemeindebildung in Stralsund, in: Kyrkohistorisk årsskrift 54 (1954), S. 71-86.

[28] Vgl. H. HOLZAPFEL, Fahnen (wie Anm. 23), S. 136f.; DERS., Das katholische Schulwesen in der Nordischen Mission. Zur Geschichte der norddeutschen Diaspora nach der Glaubensspaltung, Paderborn 1973, S. 146-148.

evangelischen Geistlichen.[29] Als der preußische Prinz Friedrich Ludwig, ein Neffen König Friedrich Wilhelms III., 1839 nach Stralsund kam und Zink ihm vorgestellt wurde, bemerkte er: „Ja, hier sind Sie die geringe Anzahl, draußen aber [außerhalb Preußens] ist es umgekehrt, dort sind wir die wenigeren."[30] – die Geistesströmung der Romantik hatte den Blick geweitet.

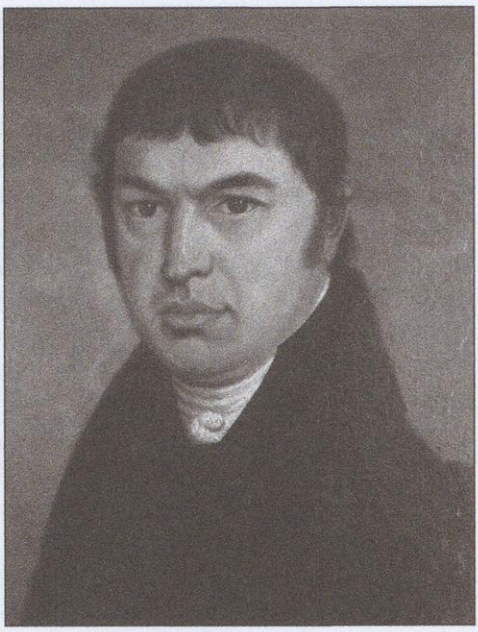


Abb. 3:
Wendelin Zink, Ölgemälde

2. Erste Gemeinden ohne Priester

Im Zug der „Peuplierung" warb die preußische Regierung Pfälzer Kolonisten an, die in den Jahren 1747 bis 1749 die konfessionell gemischte Siedlung *Blumenthal* sowie die geschlossen katholischen Dörfer *Hoppenwalde* und *Viereck* in Vorpommern anlegten. Kaum hatten sich die Pfälzer Kolonisten einige Blockhäuser zum Wohnen eingerichtet, als sie schon mit dem Bau von strohgedeckten Fachwerkhäusern für den Gottesdienst und Schulunterricht begannen. Den versprochenen eigenen Seelsorger erhielten die Pfälzer erst 100 bzw. 150 Jahre später; der Pfarrer von Stettin kam nur ein- oder zweimal im Jahr zu Besuch.[31] Bis dahin behalfen sie sich mit Laiengottesdiensten. Der Küster war Kolonist wie alle anderen, der erste Messerschmied, der zweite Bauer, der dritte und vierte Leineweber. Er musste lesen und schreiben können, um im Nebenamt die Kinder zu unterrichten. Sonntags war er für den Gottesdienst in der von den Kolonisten selbst erbauten Kapelle zuständig. Dies bedeutete vorzubeten, vorzusingen und das Evangelium und eine Auslegung zu lesen. Zu der Zeit, in der in Stettin in der Messe die Wandlung geschah, läutete der Küster ein Glöckchen – alle waren still. Die Pfälzer Gemeinden kämpften um einen eigenen Lehrer. 1810 wurden ihre Fachwerkkirchen benediziert, sie erhielten als Filialen von Stettin ein eigenes Kirchensiegel. Da die Gemeinden nicht schrumpften, sondern wuchsen, wurde die Frage nach einem eigenen Seelsorger immer

[29] P. Wendelin Zink OCarm, „Erinnerungen aus meinem Leben" 1777-1840, bearb. von Stephan Kotzula, Bd. 1-2, Berlin 1990 (Maschinenschrift).

[30] Stephan Kotzula, „Erinnerungen aus meinem Leben". Die Aufzeichnungen des Stralsunder Missionspfarrers Wendelin Zink OCarm (1777-1840), in: WJ 40/41 (2000/2001), S. 21-45, hier S. 44.

[31] Vgl. L. Jablonski, Geschichte (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 131. 394-398. 412-415; H. Schwillus/ M. Brühe, Erzbistum (wie Anm. 5), S. 327f. 338f.

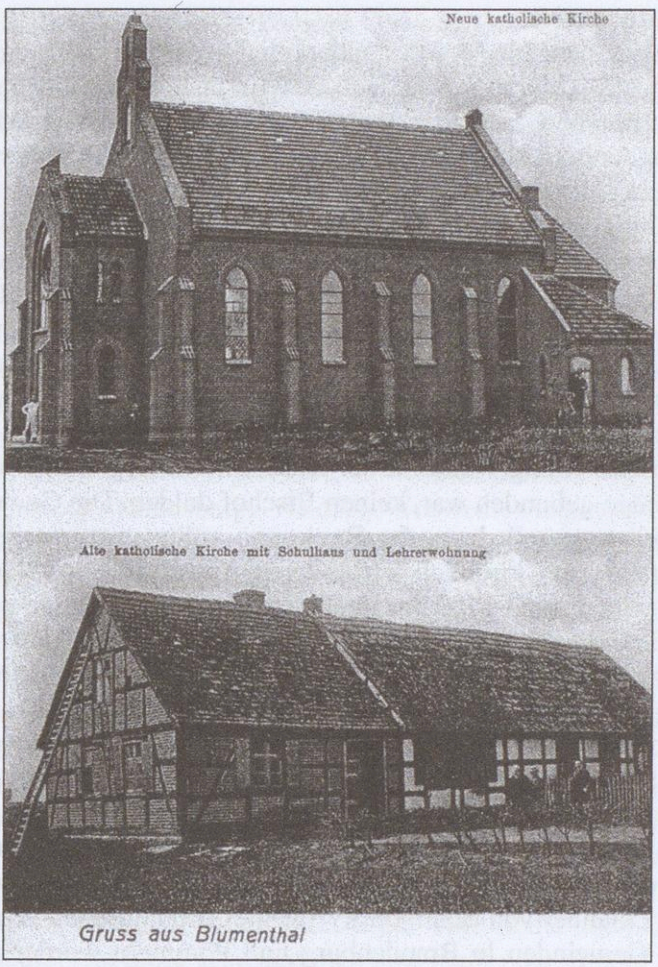


Abb. 4:
Blumenthal, Fachwerkkirche von 1820 und Neubau von 1908

dringender. Nach Hoppenwalde konnte der Bischof von Breslau 1849 einen Priester schicken, nach Viereck 1903. Der Berliner Propst Wilhelm Emanuel von Ketteler besuchte 1849 Viereck und war voll Bewunderung für die Gemeinde, die Gott „durch volle hundert Jahre inmitten einer ganz protestantischen Bevölkerung so lebendig, so treu im heiligen Glauben erhalten hatte"[32]. Massive Kirchen erhielten Hoppenwalde 1889/90, Blumenthal 1908, Viereck 1911.

[32] Bei der Katholikenversammlung auf dem Rochusberg bei Bingen am 17. Juni 1874: ALFONS ERB, Ketteler als Propst von St. Hedwig und Fürstbischöflicher Delegat, in: Petruskalender für das Bistum Berlin 1938, Berlin 1937, S. 75-96, hier S. 92; ALFRED KUMPF, Aus lebendigen Steinen, Leipzig 1986, S. 19.

3. Der Delegaturbezirk

Fassen wir zusammen: Im 18. Jahrhundert sind – vor allem aus der Militärseelsorge – die sechs „Muttergemeinden" des Erzbistums Berlin entstanden: St. Hedwig in Berlin, die Gemeinden in Potsdam, Spandau und Frankfurt (Oder) in der Mark Brandenburg sowie in Stettin und Stralsund in Pommern. Allerdings standen die Gemeinden unter zwei Einschränkungen:

1. Die Errichtung von Pfarreien ist allein Sache des Diözesanbischofs (can 515 §2). Kanonisch errichtet wurden die „Mutterpfarreien" nie. Sie standen auf dürftigem rechtlichen und finanziellen Fundament. Lange wurden ihnen von staatlicher Seite die Pfarreirechte verwehrt, d. h. die Katholiken hatten Taufen, Trauungen und Beerdigungen weiterhin von den evangelischen Pfarrern vornehmen zu lassen, zumindest ihnen die Stolgebühren zu zahlen, in Spandau noch bis 1835.[33]
2. Der preußische König wollte in der Kurmark und in Pommern, wo er nicht durch Verträge gebunden war, keinen Bischof dulden. Die Gemeinden waren auf sich selbst gestellt bzw. der Regierung völlig untergeordnet. Der offizielle Kontakt zum kirchlich zuständigen Apostolischen Vikar der Nordischen Missionen – seit 1780 der Fürstbischof von Hildesheim und Paderborn – wurde den Geistlichen untersagt. Der 1736 mit dem Titel (Feld-)Propst ausgezeichnete erste Geistliche von St. Hedwig bekam allmählich eine gewisse Vorrangstellung. Er musste der Regierung die Geistlichen vorschlagen. Zunächst wurden sie meist aus dem Halberstädter Dominikanerkloster genommen; als es 1810 aufgelöst wurde, bestimmte König Friedrich Wilhelm III., dass sie fortan aus dem Bistum Breslau geholt werden sollten. Als 1821 zwischen König und Papst die Neuordnung der Bistümer im Königreich Preußen verhandelt wurde, setzte sich der Breslauer Weihbischof und Kapitularvikar Emanuel von Schimonsky für die Anbindung an sein Bistum ein. Die sechs Gemeinden in Brandenburg und Pommern wurden aber nicht in eine Diözese eingegliedert, sondern der persönlichen Aufsicht des Fürstbischofs von Breslau unterstellt. Der Bischof sollte nach den preußischen Vorstellungen überhaupt nicht selbst tätig werden; lange wurde ihm die Reise in die Mark und nach Pommern verwehrt. Vielmehr sollte er seine Vollmachten dem Propst von St. Hedwig in Berlin delegieren.[34] Dieses merkwürdige Konstrukt, der Fürstbischöfliche Delegaturbezirk Brandenburg und Pommern, bestand bis 1929 bzw. 1930, bis zur Errichtung des Bistums Berlin.

---

[33] Vgl. JOHANNES HECKEL, Die Besetzung katholischer Pfarrstellen fiskalischen Patronats in den Delegaturen Brandenburg-Pommern und Preußen links der Elbe und Havel, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kan. Abt. 16 (1927), S. 116-180, hier S. 120-126.

[34] Vgl. M. HÖHLE, Gründung (wie Anm. 5), S. 21f. 24-32. Über den von 1809 bis 1841 für die katholischen Angelegenheiten im Kultusministerium zuständigen Beamten vgl. HUBERTUS GUSKE, Ein Spagat zwischen König und Kirche. Der katholische Geheime Oberregierungsrat Johann Heinrich Schmedding (1774-1846) im preußischen Kultusministerium, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart 2008, S. 27-71.

Im Erzbischöflichen Archiv in Breslau befindet sich eine Beschreibung des Delegaturbezirks, die der Propst Ambrosius Taube 1821 seinem neuen Breslauer Oberhirten gab[35]: Das Gebiet bestand aus sechs Gemeinden mit zwölf Priestern. Taube zählte im gesamten Delegaturbezirk etwa 12.500 Kommunikanten, davon mehr als die Hälfte in Berlin. Er nannte auch „communitates" (Gemeinschaften/ Gemeinden) in einigen Städten, die von den Geistlichen ein- oder mehrmals besucht wurden. Der Potsdamer Kaplan reiste beispielsweise sechsmal im Jahr (wochentags!) nach Brandenburg und hielt Gottesdienst in der Petrikirche neben dem Dom für die 250 Zivilisten und 100 Soldaten zählende Gemeinde. Dort war es ein Jahr zuvor gelungen, einen Katecheten für den Religionsunterricht und die Laiengottesdienste anzustellen. Seit 1814 mühte sich der aus Italien stammende Kaufmann Giacinto Mauri um einen eigenen Geistlichen. Aber erst 30 Jahre später hatte die Bitte Erfolg.[36] Von den Berliner Geistlichen wurden, wie Propst Taube 1821 schrieb, die priesterlosen Gemeinden in Neuruppin, Nauen, Rathenow, Wittstock, Strausberg, Wriezen, Schwedt, Angermünde und Neustadt-Eberswalde besucht. Man nannte sie *„Missionsgemeinden"*, nicht weil sie aktiv unter der protestantischen Bevölkerung missioniert hätten, sondern weil zu ihnen Geistliche aus den sechs anerkannten Pfarreien entsandt wurden. Sie bestanden aus Zuwanderern verschiedener Gegenden und waren meist Handwerker, Händler (Hausierer) und Dienstboten. Der Perleberger Pfarradministrator Joseph Fengler, der freilich dort nie recht froh geworden ist, charakterisierte 1890 die Menschen, mit denen er es zu tun hatte, so: „Die Katholiken sind alle eingewanderte Leute. Es sind Westfalen, Thüringer[37], Schlesier, Posener, Ost- und Westpreußen, auch Süddeutsche, zum Beispiel Württemberger. Ich stellte die *Westfalen* voran, weil diese wohl zuerst in hiesiger Gegend als Kaufleute sesshaft geworden und das katholische Leben in der Mark Brandenburg entwickelt haben.[38] Den Stamm der Gemeinde bilden auch heute noch ein paar westfälische Kaufleute. Um diese gruppiert sich eine mehr oder minder leichte Ware. Die Westfalen sind entweder stramme Katholiken oder gar keine mehr. Sie suchen auch durch katholische Heiraten wieder Verbindungen mit ihren Landsleuten anzuknüpfen. Die *Süddeutschen* sind bei uns als gute Bierbrauer und Handwerker beim Braugewerk bekannt und halten wohl auch zur Kirche. Die *Schlesier* sind auf ihrer Wanderschaft als Handwerker hierhergekommen, haben meist evangelische Frauen geheiratet und Geschäfte begründet. Zum Teil haben sie ihre Kinder katholisch taufen und erziehen lassen, zum Teil auch nicht. Man-

---

[35] Ambrosius Taube an Kapitularvikar Emanuel von Schimonsky, 20. Dezember 1821. Erzbischöfliches Archiv Breslau, I D 1 y3, Bl. 178-182.

[36] Vgl. Harry Semrau, 125 Jahre Dreifaltigkeitskirche in Brandenburg. Zur Geschichte der katholischen Gemeinde und Kirche, Leipzig 1976, S. 6-15.

[37] Fengler spielt wohl auf das Eichsfeld an.

[38] Vgl. auch Joseph Eismann, Die Tüödden, westfälische Kaufleute als Wegbereiter der Kirche in Brandenburg und Pommern, in: WJ 13/14 (1959/60), S. 86-104.

che sind mit der Zeit ganz dem kirchlichen Leben entfremdet. Die *Posener* und *Westpreußen* sind meist Polen. Die Polen, welche sich mit ihren Familien ansäßig (!) gemacht haben, sind ganz verschiedenartig. Am schlechtesten gestalten sich die aus der Provinz Posen, die besten kommen aus Westpreußen, und die biederen Schlesier nehmen eine Mittelstellung ein. Die *polnischen Erntearbeiter*[39] sind besser. Sie haben mehr Zusammenhalt unter sich und frischen – in die Heimat zurückgekehrt – das religiöse Leben wieder auf. Nach Wittstock sind schon welche sieben Stunden weit her aus Mecklenburg zur Kirche gekommen. Katholische *Dienstleute* haben selten Gelegenheit, an Sonntagen die Kirche besuchen zu können. Kein Wunder, wenn sich allmählich Lauheit und Gleichgiltigkeit einstellt. Die Moralität leidet fern von der Heimat sicher großen Schaden. Die katholische Gemeinde könnte am Orte ganz anders dastehen, wenn die Kinder mehr kirchliches Leben im Elternhause kennen lernten. In der Regel bleiben sie, wie ich merke, aus Gleichgiltigkeit bald ganz fern, gehen Mischehen ein und lassen sich dann auch in deren Kirche trauen. Damit haben sie dem Katholizismus ganz entsagt. Das ist der Gang nach rückwärts, allmählich, aber sicher." [40] Nicht optimistischer sah Fengler in seinem für den Bonifatiusverein bestimmten Überblick die Situation der Priester: „Wenn auch der eine oder andere Konfrater Jemanden besucht, so kommt dabei nicht viel heraus. Da stillen sie ihren Gram mit Essen und trinken tiefbetrübt dazu." In einem Brief aus demselben Jahr schreibt der Perleberger Geistliche: „Ich möchte so gern fort von hier, viel Freudiges erlebt man in der Diaspora nicht."

4. Missionsgemeinden

Jede dieser Missionsgemeinden hat trotz der dürftigen Bedingungen bewegende Momente in der Entstehungsgeschichte. Am Anfang standen kraftvolle Laiengestalten, die im Glauben verwurzelt waren und Menschen miteinander verbinden konnten: In Brandenburg etwa waren es der schon genannte italienische Kaufmann Mauri und der aus Böhmen stammende Schleifer Johann Gottfried Riedel. Ausführlicher sollen drei Bespiele geschildert werden: die Gemeinde im havelländischen *Nauen,* in *Perleberg in der Prignitz* und *St. Clara im heutigen Berlin-Neukölln.*

a) Nauen

Dem Berliner Soldatenseelsorger P. Dominikus Torck wurde bereits 1722 bei der Anstellung aufgetragen, vierteljährlich die Garnison in Nauen zu besuchen.[41]

---

[39] Vgl. Heribert Rosal, Die Seelsorge an den polnischen Wanderarbeitern (Schnittern) im Bereich des Bistums Berlin, in: Kirchengeschichtliche Handreichungen 4 [1974], S. 48-54 (Masch.-schr.).

[40] Zitiert nach: Franz Bentler, Katholisches Leben in Perleberg. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der katholischen Gemeinde Perleberg, Leipzig 1954, S. 28f.

[41] Zum Folgenden vgl. Der Glaube lebt. 50 Jahre Bistum Berlin 1930-1980, hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat Berlin, Leipzig 1980, S. 16-19; Josepha Kempl, 100 Jahre St. Peter- und Paulskirche zu

Später kam der Pfarrer aus Spandau. In den Gottesdiensten in einem großen Saal im Militärlazarett nahmen allmählich auch Katholiken teil, die nicht dem Militär angehörten. So wurde der meist von Laien gehaltene Gottesdienst fortgesetzt, als 1805 die Garnison abzog. Aber das kleine Häuflein wurde immer weniger: Am Ende kamen vier oder fünf Katholiken zum Gottesdienst. Da wurde 1810 der aus dem Ruhrgebiet stammende Toreinnehmer Johannes Reiß nach Nauen an das Ruppiner Tor versetzt. Er forschte sorgfältig nach Glaubensgenossen. Noch im selben Jahr lud er diejenigen, die er gefunden hatte, zur Gründungsversammlung ein: 18 Männer (denn Frauen besaßen noch kein Stimmrecht) kamen und verpflichteten sich mit Handschlag, sich von nun an der katholischen Kirche wieder zuzuwenden und sich ihres Glaubens nicht zu schämen. Sie wählten einen sechsköpfigen Vorstand, einer wurde Küster, ein anderer Katechet, der die Sonntagsgottesdienste hielt. Vier Jahre später meldeten die Vorsteher dem Magistrat bereits eine Zahl von 80 Katholiken. Aber bereits 1815 starb der 59jährige Reiß. Dies hätte für die gerade erst sich sammelnde Gemeinde das Ende bedeuten können. Reiß rief die anderen Kirchenvorsteher zu sich und ließ ihnen von seinem Sterbebett aus das Kreuz reichen: Sie mussten dem Heiland versprechen, „alle ihre Kräfte aufzubieten, der Gemeinde stets mit gutem Beispiel voranzugehen und nimmermehr abzulassen". Die Gemeinde lebte weiter: Am Sonntagvormittag und noch einmal am Nachmittag versammelte sie sich zum Wortgottesdienst mit der Predigt des Katecheten. Der Berliner Delegat gestattete 1833 die Aussetzung des Allerheiligsten; nach dem Nachmittagsgottesdienst fand die Kinderkatechese statt. Als der Magistrat 1843 den Betsaal im alten Militärlazarett wegen Baufälligkeit kündigte, sprang wieder ein Ge-

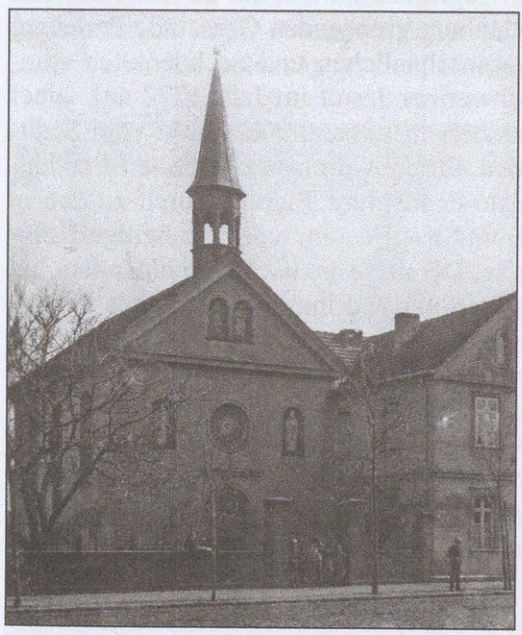


Abb. 5:
Die 1847/49 erbaute Kapelle, vor 1897

Nauen 1906-2006, Spandau 2006, S. 8-14 (aufgrund der 1844 von Ludwig Reiß, dem Sohn des Gemeindegründers, niedergeschriebenen Gemeindechronik). Zu den frühen Kirchenbauten vgl. Judith Rehfeld, Geschichte der katholischen Gemeinden und ihrer Sakralbauten in der preußischen Provinz Brandenburg 1850-1914, in: Benjamin Gallin/ Michael Höhle/ Konstantin Manthey (Hrsg.), Die katholische Diaspora in Deutschland – Stand und Perspektiven der Forschung (WJ 54/55 [2014/2015]), S. 135-152.

meindemitglied ein: Der Kaufmann Johann Heinrich Busse schenkte der Gemeinde sein Gartengrundstück, das er erst für 1000 Taler gekauft hatte. 1849 konnte der Propst von St. Hedwig die neue Kapelle einweihen. Drei Jahre später kam Eduard Müller als Missionsvikar nach Nauen. Von ihm werden wir noch sprechen.

Weil Müller aber durch seine ausgedehnte Tätigkeit in der ganzen Mark nicht ständig in Nauen sein konnte, hielten die Gemeindevorsteher weiterhin Laiengottesdienste. 1862 wurde Nauen Missionspfarrei. 1905/06 erhielt die Gemeinde die heutige Peter- und Paulskirche.

b) Perleberg

Mit der Revolution von 1848 und der preußischen Verfassung von 1850 war es möglich, neue Pfarreien zu errichten, wenn der Bischof einen Pfarrer bestellen konnte. So kam es zu Gemeindegründungen im Schneeballprinzip. Dies hatte allerdings auch eine Schattenseite: Das Gewicht der Verantwortung verlagerte sich von den Laien, die die Gemeinden gegründet hatten, hin zu den Priestern. Die Gründungsgeschichte der an Mecklenburg grenzenden Gemeinde Perleberg in der Prignitz kann diesen Prozess veranschaulichen und nachdenklich stimmen. Auch nach Perleberg kam ein Schweriner Jesuit im Jahr 1772 auf seiner „Exkursion", wie wir aus seinem Jahresbericht wissen, und wurde vom Stadt- und Regimentskommandanten eingeladen, für die Garnison Gottesdienst zu halten. Da gerade Hauptmarkt war, predigte er mehrere Tage hindurch zu den in großer Zahl herbeigeströmten Soldaten und Kaufleuten, teilte die heilige Kommunion aus und feierte die Heilige Messe. Der protestantische Kommandant lud ihn sogar zum Essen ein, lobte die Jesuiten und lud ihn im Namen des Königs ein, sooft er wolle, wiederzukommen. Daraus wurde nichts, denn im folgenden Jahr wurde der Jesuitenorden aufgehoben.[42]

Erst seit 1854 wurde in Perleberg regelmäßig katholischer Gottesdienst gefeiert – dies ist einem Einzelnen zu verdanken, einem „Laienapostel" ähnlich wie in Nauen: *Wilhelm Wesener*.[43] Der 1815 in Westfalen geborene Jurist wurde 1849 vom Königlichen Kammergericht in Berlin an das Kreisgericht nach Perleberg versetzt als Referendar und Sekretär. Später wurde er Kanzleidirektor, er war verheiratet und hatte am Ende mit seiner Frau fünf Kinder. Weihnachten 1853 wurde ihm ein Sohn geboren, er wollte ihn taufen lassen. Missionsvikar Eduard Müller kam von Wittenberge[44] herüber und spendete die Taufe am Neujahrstag 1854. Am nächsten Tag fand in Weseners Wohnzimmer die erste Heilige Messe statt. Dies wurde zur Initialzündung – Wesener rief bald alle katholi-

[42] Vgl. H. Holzapfel, Fahnen (wie Anm. 23), S. 85.

[43] Zum Folgenden vgl. F. Bentler, Leben (wie Anm. 40), S. 8-24.

[44] In Wittenberge, das 1849 der neu gegründeten Pfarrei Neuruppin zugeteilt wurde, hielt Müller am 30. Oktober 1853 die erste Hl. Messe. Vgl. H. Schwillus/ M. Brühe, Erzbistum (wie Anm. 5), S. 354.

schen Männer zusammen und gründete mit den elf Teilnehmern, die gekommen waren, eine katholische Missionsstation mit dreiköpfigem Vorstand. Er suchte Kontakte zum Breslauer Fürstbischof und wurde von diesem anerkannt; seit 1859 führte die „katholische Kirche zu Perleberg" ein eigenes Siegel. Wesener schrieb Eingaben an die Regierung, die zwei Bände mit 400 Seiten füllen. Noch 1854 mietete der Vorstand einen Betsaal an, das Altarbild „Christus am Kreuz mit Maria und Johannes" stiftete der Pfarrer in Ludwigslust. Im selben Jahr wurde ein Katechet zum Unterricht der Kinder angestellt; bis Bonifatiusverein und Regierung Mittel gaben, lebte und arbeitete er wie selbstverständlich in Weseners Haus auf dessen Kosten – daraus entstand die katholische Privatschule. 1856 wurde auf Eduard Müllers Anregung die Vinzenzkonferenz gegründet zum Zweck der „Selbstheiligung und tätigen Liebe". 400 Sitzungen leitet Wesener, jeden Samstagabend. Die Vinzenzkonferenz war mit Volksbibliothek, Kleiderkammer, Näh– und Strickschule und Krankenpflege verbunden, sie brachte schon in den ersten sechs Jahren 450 Taler auf bei 14 aktiven und 14 beitragenden Mitgliedern. „So ist hier alles zu erkämpfen; wir erreichen kein Stück Boden ohne Kampf",[45] schrieb Wesener. Kämpfen musste die kleine Gemeinde etwa um ein Gemeindehaus, das „Missionshaus", das 1859 gekauft und einge-



Abb. 6: Perleberg, Marktplatz

[45] F. Bentler, Leben (wie Anm. 40), S. 13.

richtet wurde, um das Gehalt für den Lehrer und darum, dass katholische Geistliche auf dem evangelischen Friedhof Beerdigungen vornehmen durften. Spektakulär wurde eine Fehde, die vor Gericht und in der Presse ausgetragen wurde: Ein 15jähriges Mädchen war von den Eltern katholisch erzogen und auf die Erstkommunion vorbereitet worden, nach deren Tod wurde ein evangelischer Vormund bestellt, der es in die evangelische Schule schicken wollte. Das Mädchen floh in die Wohnung Weseners, dessen Frau verweigert die Herausgabe, das Kind flüchtete weiter nach Wittenberge und empfing dort die Erstkommunion. Frau Wesener wurde nun wegen Entführung einer Minderjährigen zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, ihr Mann appellierte an das Kammergericht und erhielt Recht: Das Urteil wurde aufgehoben. In der Zeitung wurde die unerfreuliche Kontroverse ausgetragen; sie stellte der Öffentlichkeit vor Augen, dass eine kleine katholische Gemeinde da war, die sich zu behaupten wusste.

Äußerlich gesehen, ging die Entwicklung der Gemeinde gut weiter, 1867 erhielt sie den eigenen Geistlichen und wurde ein Jahr später zur Pfarrei erhoben. Dazwischen aber lag ein Bruch, nicht ein Konflikt mit Außenwelt, sondern im Innern der Gemeinde: zwischen dem Gemeindegründer Wilhelm Wesener und dem seit 1856 in der Nachbarstadt Wittenberge wohnenden und für Perleberg ebenfalls zuständigen Pfarrer Julius Winkler. Den Anlass bot der Lehrer. Wesener hatte sich für die Schule ins Zeug gelegt, aber das Gehalt war so niedrig, dass gute Lehrer weggingen und weniger gute blieben. Ein solcher Lehrer prügelte ohne Maß; als er es mit Weseners Kindern tat, nahm dieser seine Kinder aus der Schule. Der Lehrer drohte mit polizeilicher Vorführung und berief sich auf den Auftrag des Pfarrers – zu Unrecht, wie sich später herausstellen sollte. Wesener zeigte sich tief getroffen, er trat von all seinen Ämtern zurück. Als sich später herausstellte, dass dies übereilt war, entschuldigte er sich beim Pfarrer in aller Form, aber der Bruch in der Tiefe dauerte an. Die Beziehung zwischen beiden blieb unterkühlt. Die Akten führte fortan Pfarrer Winkler; Wesener blieb im Kirchenvorstand, aber sein Eifer war erlahmt. Als 1867 der erste eigene Pfarrer kam, war Wesener nur Zuschauer, er trat den Vorsitz des Vinzenzvereins an den neuen Pfarrer ab. Für die ersten beiden Pfarrer aber war Perleberg nur Durchgangsstation. Das Gemeindeleben stagnierte; sie bemühten sich auch nicht, den Gründer einzubeziehen. Der unter Wesener blühende Vinzenzverein wurde 1874 „wegen Teilnahmslosigkeit und ungünstiger Zeitumstände" aufgelöst. 1876 schied Wesener aus dem Kirchenvorstand aus und zog als Pensionär weg. Noch einmal half er 1890 aus der Ferne, den Bildhauer für die Einrichtung der neuen Kapelle zu vermitteln. Im Alter kehrte er zu seinem Sohn nach Perleberg zurück und starb 1900. Im Sterberegister fehlt jeder Hinweis auf seine Leistung als Kirchenvorsteher, auch das Grab wurde nicht erhalten. In dieser Geschichte liegt viel Menschliches; vermuten kann man, dass auch Weseners „westfälische Sturheit" zum Konflikt und zum Rückzug beigetragen hat. Aber es liegt zugleich eine Tragik darin: Die Gemeindegründer auf dem Land waren oft nicht Priester, sondern Laien – sie haben die Gemeinden getragen, sehr viel eingesetzt und

sind weithin vergessen. Sie haben viel „improvisieren" müssen. Dass später nach dem kanonischen Recht Pfarrei- Strukturen aufgebaut wurden, war sicher richtig und notwendig, aber manchmal – wie es das Perleberger Beispiel zeigt – auch mit einer Verdrängung der Laien aus der Verantwortung verbunden.

c) St. Clara in Berlin-Neukölln

In Rixdorf lebten 1837 etwa 20 katholische Familien. Vier waren „gut katholisch", sie gingen zu Fuß nach Berlin über Äcker und Wiesen in die damals einzige katholische Kirche St. Hedwig. Für den Hin- und Rückweg benötigte man je zwei Stunden. Auf dem Weg freundeten sich die Familien an und kamen auf den Gedanken, in Rixdorf, wo sie lebten, eine katholische Kapelle zu errichten und dort selbst Laiengottesdienste zu halten, wenn das Wetter den Weg nach Berlin nicht zuließe. Zwei Herren sprachen in St. Hedwig den Propst und Delegaten Anton Brinkmann an; er stimmte sofort zu und ermutigte sie. In einem Hinterhaus in der Bergstraße (der heutigen Karl- Marx- Straße) mieteten die Familien für diese erste Zimmerkapelle eine Wohnung an, für 12 Taler im Jahr. Der Propst schenkte ihnen zwei Bilder zur Ausstattung: St. Josef und St. Antonius. Für den Altartisch kamen aus der St. Hedwigskirche Kreuz und Leuchter. Die Familien wählten den Webermeister Augustin zum Gemeindeleiter. Sie trafen sich jeden Sonntag um 16 Uhr (damit bei gutem Wetter die Möglichkeit des Messbesuchs in St. Hedwig blieb). Der vom Webermeister geleitete Gottesdienst verlief in Formen, die wir schon aus anderen Orten kennen: Gesang, gelesene Predigt, Gebet. Die Zahl der Besucher stieg. Eines Tages kam Propst Brinkmann unverhofft hinzu. Die Rixdorfer baten ihn, den Gottesdienst zu feiern. Brinkmann aber lehnte ab, er wolle den Gottesdienst miterleben, wie er sonst stattfindet, doch er ließ es sich am Schluss nicht nehmen, in einer begeisterten Ansprache die kleine Rixdorfer Gemeinde mit den ersten Christen in Rom zu vergleichen; den Anwesenden kamen die Tränen. Als der Gemeindeleiter vier Jahre später starb, fürchtete man, dass die Gemeinde auseinanderfallen könnte; niemand traute sich zu, den Vorsitz zu übernehmen. Doch ein Katholik aus Berlin sprang ein und leitete für zwei Jahrzehnte die Gottesdienste. Seit 1861 kam der Pfarrer der neu geweihten Kirche St. Michael oft zur Heiligen Messe herüber. Auf seine Initiative wurde 1868 eine kleine katholische Schule eingerichtet, die 1876 mit der Kapelle in eine ehemalige Tischlerwerkstatt ziehen konnte. 1880/81 ließ der Maurermeister Emil Haendly, der Großvater des späteren Dompropstes, auf seine Kosten eine Kapelle und Schule in der heutigen Briesestraße 15 bauen. 1894 wurde St. Clara Pfarrei und erhielt 1895/97 die heutige Kirche.[46]

---

[46] Vgl. Dieter Pluhatsch, St. Clara – Neukölln 75 Jahre (1872-1972). Aus der Gemeindechronik und anderen Berichten zusammengestellt, Berlin 1972, S. 9-12.

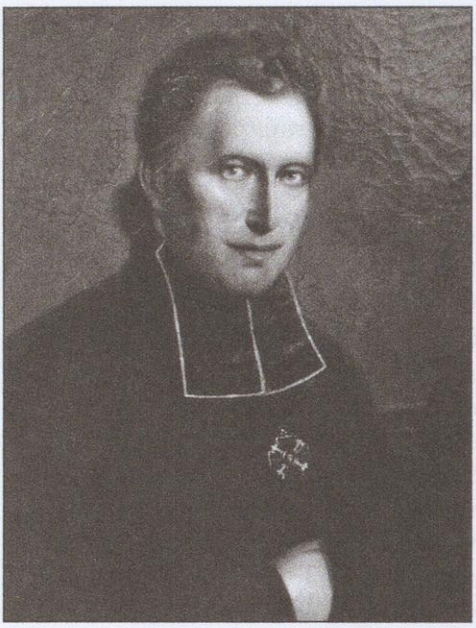


Abb. 7: Propst Anton Brinkmann

5. Ein Seelsorgekonzept für die Diaspora

Die Missionsgemeinden waren lange auf sich gestellt. 1836 nahm der Westfale *Anton Brinkmann* die Stelle als Propst und Delegat in Berlin an, den wir schon als Förderer der kleinen Gemeinde in Rixdorf kennen gelernt haben. Er war der erste, der ein Seelsorgekonzept für den Delegaturbezirk entwickelte – und er scheute sich nicht, in Rom bei der Propaganda-fide-Kongregation um finanzielle und personelle Unterstützung zu bitten.[47]

Brinkmann besaß einen realistischen Blick für die Missionsgemeinden, er sah ihre Zukunft nicht rosig, er beobachtete (etwa in Brandenburg), was in Nauen vor Reiß geschehen war: Auf sich allein gestellt, werden die kleinen Gemeinden in einer andersgläubigen Umgebung immer schwächer. Wenn sie leben wollen, benötigen sie strukturelle Hilfe und ständige Seelsorge. Die Errichtung selbständiger Pfarreien sei im Augenblick nicht möglich, denn die preußische Regierung stellte sich auf den Standpunkt, dass die Zahl katholischer Pfarreien im Delegaturbezirk für immer auf sechs festgelegt sei. Doch müsste man versuchen, Geistliche als Lokalkapläne zu gewinnen. Fast noch wichtiger sei ein ausgebildeter Lehrer, der die Kinder sammeln könnte – der bisherige „Katechet", meist Handwerker, genüge nicht; ohne den Lehrer könnte selbst der Geistliche nur wenig leisten, urteilte Brinkmann, der einige Zeit im Schuldienst gearbeitet hatte. Die Möglichkeiten der Eltern, die zumeist den sozialen Unterschichten angehörten, sah er „bei der Lauheit..., welche allzeit in gemischten Gegenden herrscht", skeptisch. Dies wurde in der Folgezeit das Programm: Anstellung eines Priesters, der dann meist ein „Missionshaus" baute; außerdem die Errichtung einer katholischen Privatschule, später bemühte man sich, sie in eine öffentliche Schule umwandeln zu lassen, um die staatliche Förderung und damit die Verbesserung ihres Niveaus zu erreichen. Darüber hinaus initiierte Brinkmann wichtige Hilfsmittel: Er gründete einen Schulverein, um finanzielle Hilfen anzuwerben, dann einen Missionsverein, der die Missionsgemeinden selbst an der Sorge beteiligen

[47] Zum Folgenden vgl. MICHAEL HÖHLE, Propst Anton Brinkmann und seine Relation über den Zustand der Delegatur aus dem Jahr 1842, in: WJ 34/35 (1994/1995), S. 159-178.

sollte. 1846 gelang mit Hilfe der Barmherzigen Schwestern aus Nancy, später Trier die Errichtung des Hedwigskrankenhauses in Berlin; es war das erste katholische Krankenhaus und die erste Ordensniederlassung nach der Reformation. Die Anfänge einer katholischen Presse im Delegaturbezirk fallen ebenfalls in Brinkmanns Amtszeit.[48]

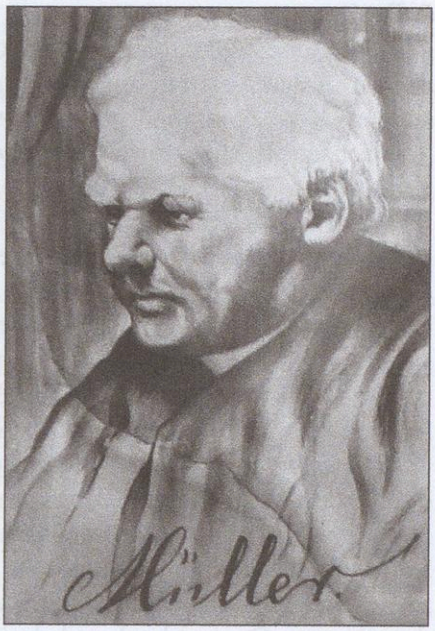


Abb. 8: Eduard Müller

Der Delegat hatte auch schon zwei Projekte geplant, die erst nach seinem Weggang als Domkapitular nach Münster 1849 Wirklichkeit wurden: ein Missionshaus in Charlottenburg, gedacht als Kommunikantenanstalt; dann die Anstellung eines Priesters, der die zerstreuten Gemeinden in Brandenburg und Pommern besuchen könnte. 1852 kam der Schlesier *Eduard Müller*[49] als Religionslehrer und Missionsvikar für Charlottenburg, Fürstenwalde und Nauen in den Delegaturbezirk. Auf seinem Grabstein in der ihm zu Ehren errichteten St. Eduard- Kirche in Berlin- Neukölln kann man die Bezeichnung „Apostel Berlins" lesen. Müller hatte die Gabe, den Eifer und den Zusammenhalt vieler Diasporagemeinden zu wecken. Mit Adolph Kolping gründete er 1852 den Berliner Gesellenverein, dessen Vereinshaus in der Niederwallstraße 11 ein Treffpunkt des katholischen Berlins, eine Vereinszentrale, wurde.[50] Darüber hinaus war er Publizist, Anreger karitativer Einrichtungen und Ordensniederlassungen und 20 Jahre Reichstagsabgeordneter für das Zentrum. Nach fast 40jähriger unermüdlicher Tätigkeit musste Müller 1891 über Nacht Berlin verlassen und seine letzten Lebenszeit in der Verbannung in Neiße verbringen – die von ihm gegründete Spar- und Darlehnskasse wies ein Defizit von einer Million Reichsmark auf. Müller hatte sorglos mit offenen Händen ausgegeben! Als er 1891 wegging, hatte sich viel getan: Der Delegaturbezirk zählte nun 170 000 Katholiken; 38 Pfarreien waren errichtet, 59 Priester wirkten hier. Vor dem Ersten Weltkrieg lebte mehr als eine halbe Million Katholiken im Delegaturbezirk.

---

[48] Vgl. Ernst Thrasolt, Eduard Müller. Der Berliner Missionsvikar. Ein Beitrag zur Geschichte des Katholizismus in Berlin, der Mark Brandenburg und Pommern, hrsg. von Alfons Erb, Berlin 1953, S. 75f.

[49] Über ihn Adalbert Jurasch, Eduard Müller (1818-1895), in: Michael Höhle (Hrsg.), 75 Jahre Bistum Berlin. 20 Persönlichkeiten (WJ 44/45 [2004/2005], S. 10-24.

[50] Vgl. E. Thrasolt, Müller (wie Anm. 48), S. 124-127. 133; Johannes Mertens, Die „Heilige Elf" und ihre Folgen, in: Jahrbuch für das Erzbistum Berlin 2004, S. 28-39.

6. Berlin

Dieses rasche zahlenmäßige Wachstum der Katholiken ist allerdings nicht durch die pastoralen Anstrengungen Müllers und seiner Mitstreiter verursacht worden, sondern hängt ganz und gar mit der Industrialisierung zusammen und mit dem Anwachsen Berlins zur Viermillionenstadt. Die Polemik von evangelischer Seite gegen die „katholische Propaganda" übersah diese Hauptursache: Jedes Jahr kamen im Durchschnitt 50.000 Katholiken hinzu. Dies bedeutete unvorstellbare Aufgaben in seelsorglicher und sozialer Hinsicht, um die Zuwanderer aufzufangen, denn noch bestanden im Jahr der Reichsgründung 1871 erst fünf Pfarreien in Berlin und der näheren Umgebung: St. Hedwig; die 1851/61 ursprünglich als Garnisonkirche gebaute St. Michael-Kirche; die seit 1748 bestehende Invalidenhauskapelle, bei der 1860 die Pfarrei St. Sebastian errichtet wurde; die 1868 errichtete alte St. Matthias- Kirche; ferner eine Pfarrei in Charlottenburg. Eine gewaltige Herausforderung: In kurzer Frist – verzögert durch die Auswirkungen des Kulturkampfes – musste für die Zuwanderer ein Netz von Kirchen und Gemeinden entstehen. Dies musste „von oben" organisiert werden, denn die Zeit drängte – sonst würden die aus ihrer Heimat entwurzelten Menschen ihre kirchliche Bindung verlieren. Vor allem musste man Spenden in ganz Deutschland und darüber hinaus sammeln, um Kirchen zu bauen und Geistliche für Berlin anwerben; seit 1893 half eine Subskription in der Kölnischen Volkszeitung, die finanziellen Mittel bereitzustellen. Unter dem Delegaten Joseph Jahnel, dem „Kirchenbauer von Berlin", entstand planmäßig ein Innen- und ein Außenring von Pfarreien und Kirchen in Berlin: Zunächst wurden oft „Notkirchen" errichtet, danach die großen Kirchen der 1890er Jahre (St. Sebastian, St. Mauritius, St. Paulus, St. Pius, St. Matthias, St. Clara, St. Ludwig, St. Johannes, St. Afra, Herz Jesu im Prenzlauer Berg).[51] Aber man schätzte damals ein, dass die Stadt-Pfarreien mit 25-30.000 Seelen immer noch zu groß seien. Selbst 10.000 Katholiken seien für eine Pfarrei zu viel, diese müsste weiter geteilt werden, weil Seelsorge und ein wirklicher Kontakt der Gläubigen untereinander sonst nicht möglich seien.[52] Meistens ging die Initiative zum Teilen von den Gemeinden selbst aus.

Der Delegat Josef Deitmer, seit 1923 erster Weihbischof in Berlin, hatte bereits als Pfarrer von Steglitz die Gemeinden St. Marien in Friedenau und Herz Jesu in Zehlendorf gegründet. In den 1920er Jahren erstellte er mit dem Baumeister Hermann Bunning[53] einen Bebauungsplan – planmäßig sollten neue Seelsorgestellen errichtet werden. Die helfende Institution war der 1906 gegründete Gesamtverband der Katholischen Kirchengemeinden Groß-Berlin, der die

---

[51] Vgl. M. Höhle, Gründung (wie Anm. 5), S. 42-61; Stephan Goetz, Kirchen für Berlin. Der Wilhelminische Bauboom, Berlin 2008.

[52] M. Höhle, Gründung (wie Anm. 5), S. 64-66.

[53] Über ihn [Georg Schubert], Das Bistum Berlin, hrsg. von der Archiv-Gesellschaft für kirchliche und caritative Monographien Berlin Wilmersdorf, Berlin 1932, S. 147.

Kirchensteuer einnahm und den Gemeinden zuteilte; Unterstützungen gewährte der Bonifatiusverein. Der ehemalige Rechnungsführer des Gesamtverbandes, Prälat Georg Banasch, schrieb im Rückblick: „Ein neues Seelsorgprinzip (!) kam zum Durchbruch: nicht repräsentativer Kirchbau, sondern lebendige Pfarrgemeinde."[54] Rechnungsführer und Baumeister gingen zu Fuß die Wege ab, um zu ermitteln, wie weit die Entfernungen innerhalb der neuen Kirchengemeinde zur Kirche sind.[55]

Der Blick in die Geschichte kann helfen, Verkürzungen zu vermeiden. Jedenfalls hilft er, Vergessenes wiederzufinden: Vieles verdankt sich in unseren Gemeinden dem seelsorglichen Eifer der Priester und der steuernden Tätigkeit der Breslauer Bischöfe und ihrer Berliner Delegaten, aber längst nicht alles.

- Die Muttergemeinden aus dem 18. Jahrhundert sind durch Zuwanderungen entstanden und fanden ihre rechtliche Grundlage zunächst im Gesandtschaftsgottesdienst und v. a. in der Militärseelsorge. Am Anfang standen oft die „Laien": Die wallonischen Büchsenmacher bestanden beim Soldatenkönig darauf, ihre Religion frei zu leben und eigene Priester zu haben, sie brachten diese sogar selbst nach Potsdam u Spandau mit. Die Katholiken in Frankfurt kämpften 40 Jahre lang um das Recht, eine Kapelle einzurichten und einen Seelsorger anzustellen.
- Die Pfälzer Kolonisten in Vorpommern bauten selbst ihre Fachwerkkapellen. 100 Jahre lang feierten sie in der Regel Wortgottesdienste und bewahrten ihren Glauben.
- Die kleinen Missionsgemeinden auf dem Land sind meistens durch Laieninitiative entstanden. Wichtig war für sie die regelmäßige Versammlung am Sonntag, auch wenn kein Priester da sein konnte. Wichtig waren Strukturen zur Selbstverwaltung: Wer leitet den Gottesdienst? Wer kümmert sich um die Kapelle? Wer unterrichtet die Kinder? Wer vertritt die Gemeinde nach außen? Viele Laien sind in diesen Aufgaben gewachsen.
- Der Fürstbischof von Breslau und sein Berliner Delegat haben die Laieninitiativen wohlwollend begleitet. Sie waren auch besorgt, ob die kleinen Gemeinden in der andersgläubigen Umwelt Bestand haben könnten. Sie suchten strukturelle Hilfen zu geben, v. a. durch eine katholische Volksschule und durch Unterstützung zur Einrichtung eines Missionshauses. Sie trugen keine Bedenken, die „Missionsgemeinden" als Kirche vor Ort anzuerkennen, sogar

---

[54] Georg Banasch, Vom Delegaturbezirk zum Bistum Berlin. Historischer Rückblick und persönliche Erinnerung, in: WJ 7 (1953), S. 81-108, hier S. 94.

[55] Ders., Erinnerungen eines Rechnungsführers (1919-1931), in: 50 Jahre Gesamtverband der Katholischen Kirchengemeinden Groß- Berlin, Berlin 1956, S. 5-11, hier S. 8f.; Konstantin Manthey, Das Bistum Berlin und der katholische Diasporakirchenbau. Sakralarchitektur zwischen stilistischen und finanziellen Debatten (1920-1940), in: B. Gallin / M. Höhle / K. Manthey, Diaspora (wie Anm. 41), S. 153-176.

mit einem Siegel auszustatten und ihre Katecheten und Leiter zu beauftragen.
- Bei der in kurzer Zeit erfolgten rasanten Zuwanderung nach Berlin am Ende des 19. Jahrhunderts funktionierte diese Gemeindegründung „von unten" nicht mehr. Bischof, Delegat und die wenigen Priester waren gefragt, ein Netz von Pfarreien und Kirchen entstehen zu lassen. Laieninitiativen – etwa bei den Generalversammlungen der Katholiken – halfen, um Priester und finanzielle Mittel zu gewinnen. Aber die Verantwortlichen wussten, dass Gemeinden nicht zu groß sein dürfen. Der damals blühende Vereinskatholizismus sollte die Pfarrei immer weiter nach unten untergliedern, um Menschen jeder Altersgruppe, jeden Berufs und jeder Aufgabe anzusprechen und miteinander in Kontakt zu bringen.
- Das Leben lässt sich nicht immer in Canones fassen. Unsere „Mutterpfarreien" sind nicht nach dem kanonischen Recht entstanden – und doch als Werk des Heiligen Geistes. Viele Gemeinden haben jahrzehntelang, die Pfälzer Kolonisten über 100 Jahre nur selten die Heilige Messe feiern können und sich dennoch als Gemeinde im Heiligen Geist versammelt – der Geist Gottes ist kreativer als am Schreibtisch erdachte Pläne, denn er hat es mit lebendigen Menschen zu tun.